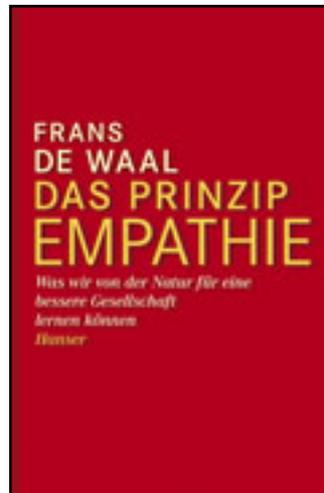


# HANSER



Leseprobe

Frans de Waal

Das Prinzip Empathie

Was wir von der Natur für eine bessere Gesellschaft lernen können

Übersetzt aus dem Amerikanischen von Hainer Kober

ISBN: 978-3-446-23657-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23657-8>

sowie im Buchhandel.

# Inhalt

Vorwort 9

1 Biologie von links und rechts 11

2 Der andere Darwinismus 43

3 Gespräche von Körper zu Körper 67

4 In der Haut des anderen 115

5 Der Elefant im Wohnzimmer 157

6 Recht und billig 206

7 Krummes Holz 260

Dank 291

Anmerkungen 293

Literatur 322

Register 345

## Vorwort

---

Gier ist out, Empathie ist in.

Die globale Finanzkrise von 2008 hat zusammen mit der Wahl eines neuen amerikanischen Präsidenten eine erdrutschartige Veränderung der Gesellschaft bewirkt. Viele hatten das Gefühl, sie erwachten aus einem bösen Traum über ein riesiges Casino, in dem das Geld der Menschen verspielt wurde, wobei sich ein paar Glückliche bereicherten, ohne sich im mindesten um den Rest der Menschheit zu scheren. Dieser Albtraum begann ein Vierteljahrhundert zuvor mit der Trickle-down-Wirtschaftstheorie von Reagan und Thatcher und der beschwichtigenden Versicherung, man könne auf die wunderbare Selbstregulierung des Marktes vertrauen. Daran glaubt heute niemand mehr.

Die amerikanische Politik scheint bereit für eine neue Epoche zu sein, die auf Zusammenarbeit und soziale Verantwortung setzt. Heute wird betont, was eine Gesellschaft eint, was sie lebenswert macht, und nicht, welchen materiellen Wohlstand wir aus ihr herauschlagen können. Empathie ist das große Thema unserer Zeit, wie die Reden Barack Obamas zeigen, etwa als er Absolventen der Northwestern University in Chicago erklärte: »Ich denke, wir sollten mehr über unser Empathie-Defizit reden ... Erst wenn Sie sich einer Sache widmen, die größer ist als Sie selbst, werden Sie merken, was wirklich in Ihnen steckt.«<sup>1</sup>

*Das Prinzip Empathie* beinhaltet die Botschaft, dass die menschliche Natur bei diesen Bestrebungen äußerst hilfreich sein kann. Zwar wird die Biologie üblicherweise bemüht, um eine an egoistischen Grundsätzen ausgerichtete Gesellschaft zu rechtfertigen, aber wir sollten nie vergessen, dass sie auch das Bindemittel bereitstellt, welches Gruppen und Gemeinschaften zusammenhält. Dieses Bindemittel haben wir

mit vielen anderen Tierarten gemeinsam. Sich mit anderen in Einklang zu befinden, Aktivitäten zu koordinieren und für Individuen zu sorgen, die in Not geraten sind, ist nicht auf unsere Art beschränkt. Die menschliche Empathie stützt sich auf eine lange Evolutionsgeschichte.

## Biologie von links und rechts

Was ist Regierung anderes als die großartigste aller  
Betrachtungen über die menschliche Natur?<sup>1</sup>

*James Madison, 1788*

Sind wir unserer Brüder Hüter? Sollten wir es sein? Oder käme es uns nur bei der Aufgabe in die Quere, um derentwillen wir auf der Erde sind – nämlich laut Wirtschaftswissenschaftlern, um zu konsumieren und zu produzieren, laut Biologen, um zu überleben und uns zu reproduzieren? Dass sich beide Auffassungen ähnlich anhören, ist logisch, da sie doch etwa zur gleichen Zeit am gleichen Ort entstanden sind: während der industriellen Revolution in England. Beide beruhen auf dem Prinzip »Wettbewerb ist gut für dich«.

Ein wenig früher und ein wenig weiter nördlich – in Schottland – dachte man anders. Adam Smith, Vater der Volkswirtschaft, erkannte deutlicher als andere, dass die Verfolgung des Eigennutzes durch »Mitgefühl« gemäßigt werden müsse. Das schrieb er in der *Theorie der ethischen Gefühle*, einem Buch, das nicht annähernd so bekannt wurde wie sein späteres Werk *Der Wohlstand der Nationen*. Ersteres beginnt mit einem berühmt gewordenen Satz:

Mag man den Menschen für noch so egoistisch halten, es liegen doch offenbar gewisse Prinzipien in seiner Natur, die ihn dazu bestimmen, an dem Schicksal anderer Anteil zu nehmen, und die ihm selbst die Glückseligkeit dieser anderen zum Bedürfnis machen, obgleich er keinen anderen Vorteil daraus zieht, als das Vergnügen, Zeuge davon zu sein.<sup>2</sup>

Die französischen Revolutionäre priesen die Brüderlichkeit, Abraham Lincoln appellierte an die Bande der Sympathie, und Theodore Roosevelt beschwor in glühenden Worten das Mitgefühl als »den wichtigsten Faktor für die Entwicklung eines gesunden politischen und sozialen Lebens«. Doch wenn das stimmt, warum wird dieses Gefühl dann manchmal als, nun ja, sentimental verspottet? Ein jüngeres Beispiel dafür war zu beobachten, als der Hurrikan Katrina 2005 Louisiana heimsuchte. Während das amerikanische Volk von der beispiellosen Katastrophe wie gelähmt war, hielt ein Nachrichtensender die Frage für angebracht, ob die Verfassung tatsächlich eine Katastrophenhilfe vorsehe. Ein Gast der Sendung vertrat die Ansicht, die Not der anderen gehe uns nichts an.

An dem Tag, als die Deiche brachen, fuhr ich zufällig von Atlanta nach Alabama, um einen Vortrag an der Auburn University zu halten. Abgesehen von ein paar umgestürzten Bäumen, war dieser Teil Alabamas kaum betroffen, doch das Hotel war voller Flüchtlinge: In den Zimmern drängten sich Großeltern, Kinder, Hunde und Katzen. Ich wachte in einem Zoo auf! Vielleicht kein so ungewöhnlicher Ort für einen Biologen, aber er zeigte das ganze Ausmaß der Katastrophe. Und diese Menschen hatten noch Glück gehabt. Die Morgenzeitung an meiner Tür verkündete in Riesenlettern: »Warum hat man uns wie Tiere zurückgelassen?« – das Zitat von einem Opfer, das tagelang ohne Nahrung und sanitäre Einrichtungen im Louisiana Superdome festsaß.

Ich hatte Einwände gegen diese Schlagzeile, aber nicht, weil ich der Meinung war, es gebe keinen Grund zur Klage, sondern weil Tiere ihre Artgenossen nicht unbedingt hilflos zurücklassen. Mein Vortrag behandelte genau dieses Thema – den Umstand, dass wir über einen »inneren Affen« verfügen, der nicht annähernd so gefühllos und abstoßend ist, wie behauptet, und dass Empathie in der Natur unserer Art liegt. Allerdings behauptete ich nicht, dass sie immer zum Ausdruck komme. Tausende von Menschen mit Geld und Autos waren aus New Orleans geflohen und hatten die Kranken, Alten und Armen sich

selbst überlassen. An manchen Stellen trieben Leichen im Wasser, wo sie von Alligatoren gefressen wurden.

Doch unmittelbar nach der Katastrophe empfand die Nation tiefe Beschämung über das, was geschehen war, und bewies eine unglaubliche Hilfsbereitschaft. Es fehlte nicht an Sympathie – sie hatte nur auf sich warten lassen. Amerikaner sind großzügige Menschen, aber mit der irrigen Überzeugung aufgewachsen, die »unsichtbare Hand« des Marktes – eine Metapher, die auf denselben Adam Smith zurückgeht – werde sich schon der Missstände der Gesellschaft annehmen. Die unsichtbare Hand tat jedoch nichts, um die entsetzlichen Szenen in New Orleans zu verhindern, in denen sich das Prinzip vom Überleben des Stärkeren manifestierte.

Das hässliche Geheimnis des wirtschaftlichen Erfolgs besteht darin, dass er gelegentlich auf Kosten öffentlicher Hilfgelder entsteht und daher eine riesige Unterschicht produziert, um die sich niemand kümmert. Katrina offenbarte die Schwachstelle der amerikanischen Gesellschaft. Auf der Rückfahrt nach Atlanta wurde mir klar, dass dies das Thema unserer Zeit ist: das Gemeinwohl. Wir neigen dazu, uns auf Kriege, Terrorbedrohungen, Globalisierung und belanglose politische Skandale zu konzentrieren, während doch die viel wichtigere Frage lautet, wie sich eine blühende Wirtschaft mit einer humanen Gesellschaft in Einklang bringen lässt. Das betrifft Gesundheitsfürsorge, Bildung, Gerechtigkeit und – wie Katrina deutlich gemacht hat – Schutz vor Naturgewalten. Die Deiche in Louisiana waren sträflich vernachlässigt worden. In den Wochen nach der Überschwemmung beschäftigten sich die Medien mit Schuldzuweisungen. Waren die Ingenieure verantwortlich? Waren Gelder zweckentfremdet worden? Hätte der Präsident nicht seinen Urlaub abbrechen müssen? In den Niederlanden, wo ich herkomme, liegt ein Großteil des Landes bis zu sechs Meter unter dem Meeresspiegel, und die Deiche sind so sakrosankt, dass sie dem Einfluss der Politiker gänzlich entzogen sind: Der Küstenschutz liegt in der Hand von Ingenieuren und örtlichen Bürgerkomitees, die noch in die Zeit vor der Staatsgründung zurückreichen.

Darin zeigt sich übrigens auch ein Misstrauen gegen den Staat, allerdings weniger gegen den Staat an sich als gegen die Kurzsichtigkeit der meisten Politiker.

## Evolutionärer Geist

Wie Menschen ihre Gesellschaften organisieren, scheint zunächst nicht zu den Themen zu gehören, die einem Biologen Kopfzerbrechen bereiten sollten. Von Rechts wegen müsste ich mich mit dem Elfenbeinspecht beschäftigen, mit der Rolle der Primaten bei der Ausbreitung von Aids oder Ebola, mit dem Verschwinden der tropischen Regenwälder oder der Frage, ob wir uns aus den Affen entwickelt haben. Obwohl letzteres für einige Menschen noch immer eine Streitfrage ist, hat sich die öffentliche Meinung in Hinblick auf die Rolle der Biologie doch grundlegend geändert. Lang ist's her, dass E. O. Wilson nach einem Vortrag über den Zusammenhang zwischen tierischem und menschlichem Verhalten mit kaltem Wasser übergossen wurde. Die größere Offenheit für Parallelen zu Tieren erleichtert Biologen das Leben, weshalb ich beschlossen habe, mich auf die nächste Ebene zu wagen und zu prüfen, ob die Biologie auch Aufschluss über die menschliche Gesellschaft geben kann. Wer warnt, dass ich mich damit auf eine politische Kontroverse einlasse, übersieht, dass die Biologie seit jeher ein Teil dieser Debatte ist. Jeder Disput über Gesellschaft und Staat geht von gewagten Annahmen über die menschliche Natur aus, die vorgetragen werden, als wären sie gesicherte biologische Erkenntnisse, was so gut wie nie der Fall ist.

Beispielsweise berufen sich Parteilager des freien Wettbewerbs häufig auf die Evolution. Das E-Wort schlich sich sogar in die berühmte »Gier-Rede« von Gordon Gekko ein, dem rücksichtslosen Finanzhai, den Michael Douglas 1987 in dem Film *Wall Street* spielte:

Entscheidend ist, meine Damen und Herren, dass Gier – um dieses Wort mangels eines besseren zu benutzen – gut ist. Gier ist richtig. Gier funktioniert. Gier klärt die Dinge, durchdringt sie und erfasst das Wesen des evolutionären Geistes.

Des evolutionären Geistes? Warum fallen Annahmen über die Biologie immer so negativ aus? In den Sozialwissenschaften wird die menschliche Natur durch das alte, von Hobbes verwendete Plautus-Zitat *Homo homini lupus* («Der Mensch ist des Menschen Wolf») charakterisiert, eine fragwürdige Aussage über unsere eigene Art, die sich auf falschen Annahmen über eine andere Art stützt. Daher unternimmt ein Biologe im Grunde nichts Neues, wenn er die Wechselbeziehung zwischen Gesellschaft und Natur untersucht. Der einzige Unterschied besteht darin, dass der Biologe, statt danach zu trachten, ein bestimmtes ideologisches Bezugssystem zu rechtfertigen, sich für die konkrete Frage interessiert, was es mit der menschlichen Natur auf sich hat und woher sie kommt. Erschöpft sich der evolutionäre Geist wirklich in der Gier, wie Gekko behauptet, oder gibt es noch andere Dinge, die ihn ausmachen?

In den Rechts-, Wirtschafts- und Politikwissenschaften fehlt es den Beteiligten einfach an den Werkzeugen, um unsere Gesellschaft auch nur annähernd objektiv zu betrachten. Womit sollen sie sie vergleichen? Nur selten, wenn überhaupt, ziehen sie den enormen Wissensbestand zu Rate, der in der Anthropologie, Psychologie, Biologie oder Neurowissenschaft zusammengetragen wurde. Die kurze Antwort, die sich aus diesen Wissenschaften ableiten lässt, lautet: Wir sind Gruppentiere – sehr kooperativ, gegen Ungerechtigkeit empfindlich, manchmal kriegerisch, doch überwiegend friedliebend. Eine Gesellschaft, die diese Neigungen ignoriert, kann nicht ideal sein. Gewiss, wir sind auch anreizgesteuerte Tiere – fokussiert auf Status, Territorium und Nahrungssicherung –, weshalb auch keine Gesellschaft, die diese Tendenzen außer Acht lässt, ideal sein kann. Unsere Art hat beides, eine soziale und eine selbstsüchtige Seite. Doch da letztere,

zumindest im Westen, meist im Vordergrund steht, möchte ich mich auf erstere konzentrieren: die Rolle der Empathie und der sozialen Verbundenheit.

Es gibt faszinierende neue Forschungsergebnisse über den Ursprung von Altruismus und Fairness bei uns und anderen Tieren. Erhalten beispielsweise zwei Affen ganz unterschiedliche Belohnungen für die gleiche Aufgabe, verweigert der zu kurz Gekommene einfach die weitere Mitwirkung. Auch Menschen lehnen den Lohn ab, wenn sie die Verteilung für ungerecht halten. Da eigentlich jeder Lohn besser ist als gar keiner, folgt daraus, dass Affen und Menschen sich nicht in jedem Fall an das Profitprinzip halten. Durch den Protest gegen Ungerechtigkeit bekräftigt ihr Verhalten sowohl die Behauptung, dass Anreize eine Rolle spielen, wie auch, dass es eine natürliche Abneigung gegen Ungerechtigkeit gibt.

Doch in gewisser Weise scheinen wir uns einer absolut unsolidarischen Gesellschaft immer weiter anzunähern – einer Gesellschaft, in der viele Menschen damit rechnen können, zu kurz zu kommen. Diese Tendenz mit den guten, alten christlichen Werten, etwa der Fürsorge für die Kranken und Armen, vereinbaren zu wollen erscheint hoffnungslos. Eine häufige Strategie besteht darin, den Opfern die Schuld zu geben. Wenn die Armen dafür verantwortlich gemacht werden können, arm zu sein, sind alle anderen aus dem Schneider. So verlangte Newt Gingrich, ein prominenter konservativer Politiker, ein Jahr nach Katrina eine Untersuchung des »Bürgerversagens« bei den Menschen, die vergebens versucht hatten, sich vor dem Hurrikan in Sicherheit zu bringen.<sup>3</sup>

Wer auf individuelle Freiheit setzt, hält Kollektivinteressen häufig für einen sozialromantischen Begriff – etwas für Weicheier und Kommunisten. Sein Credo lautet: *Jeder für sich selbst*. Könnte man nicht beispielsweise, statt Geld für Deiche auszugeben, die eine ganze Region schützen, jeden für die eigene Sicherheit sorgen lassen? Genau das bietet eine neu gegründete Gesellschaft in Florida an: Sie vermietet Plätze in Privatjets, die Menschen aus Gebieten ausfliegt, wenn ein

Hurrikan droht. Das erspart Leuten, die es sich leisten können, die Gefahrenzone zusammen mit allen anderen bei Tempo fünf oder zehn zu verlassen.

Mit dieser Haltung – erst komme ich und dann lange nichts – muss sich jede Gesellschaft auseinandersetzen. Ich kann sie jeden Tag beobachten. Nicht an Menschen, sondern an Schimpansen im Yerkes National Primate Research Center, wo ich arbeitete.

In unserer Feldforschungsstation nordöstlich von Atlanta beherbergen wir Schimpansen in großen Außengehegen und versorgen sie manchmal mit Futter, das sich teilen lässt, etwa Wassermelonen. Die meisten Affen möchten das Futter als erste in die Finger kriegen, denn wenn sie es einmal haben, wird es ihnen von anderen nur selten fortgenommen. Das Eigentum anderer wird wirklich respektiert, so dass selbst der dominanteste Mann der Frau ganz am Ende der Rangfolge ihre Nahrung lässt. Den Nahrungsbesitzern nähern sich andere oft mit ausgestreckter Hand (eine Geste, mit der auch Menschen universell um Nahrung bitten). Die Affen betteln und winseln, das heißt, sie wimmern dem anderen buchstäblich ins Gesicht. Wenn sich der Besitzer nicht erweichen lässt, bekommen die Bettler unter Umständen einen Wutanfall, schreien und wälzen sich auf dem Boden, als drohte der Weltuntergang.

Mir geht es darum, dass es sowohl Eigentum wie Teilen gibt. Zum Schluss, gewöhnlich binnen zwanzig Minuten, haben alle Schimpansen in der Gruppe etwas von der Nahrung. Eigentümer teilen mit ihren besten Freunden und Verwandten, die ihrerseits mit ihren besten Freunden und Verwandten teilen. Es ist eine ziemlich friedliche Szene, obwohl es ein bisschen Gerangel um die besten Plätze gibt. Als ein Kamerateam einmal eine solche Verteilaktion filmte, drehte sich der Kameramann zu mir um und sagte: »Das sollte ich meinen Kindern zeigen. Die könnten sich eine Scheibe davon abschneiden.«

Glauben Sie daher niemandem, der Ihnen einreden will, da in der Natur das Prinzip des Überlebenskampfes herrsche, müssten auch wir danach leben. Viele Tiere überleben nicht, indem sie sich gegenseitig



Schimpansen betteln um einen Anteil des Futters mit derselben Geste – Handfläche nach oben –, die auch für unsere Art charakteristisch ist.

beseitigen oder alles für sich behalten, sondern indem sie kooperieren und teilen. Das gilt in besonderem Maße für Rudeljäger wie Wölfe und Schwertwale, aber auch für unsere nächsten Verwandten, die Primaten. Bei einer Untersuchung im Tai-Nationalpark der Elfenbeinküste zeigte sich, dass Schimpansen für Gruppenmitglieder sorgten, die von Leoparden verwundet worden waren. Sie leckten den Opfern das Blut ab, säuberten sie sorgsam von Schmutz und verjagten Fliegen, die sich den Wunden näherten. Außerdem schützten sie verletzte Gefährten und verlangsamten ihnen zuliebe auf Wanderungen das Tempo. All das ist sehr sinnvoll, bedenkt man, dass Schimpansen aus gutem Grund in Gruppen leben, so wie auch Wölfe und Menschen Grund haben, in Gruppen zu leben. Wenn der Mensch des Menschen Wolf ist, dann in jeder, nicht nur negativer Hinsicht. Wir wären nicht dort, wo wir heute sind, wenn unsere Vorfahren weniger gesellig gewesen wären.

Wir brauchen eine Generalüberholung unserer Annahmen über die menschliche Natur. Zu viele Wirtschaftswissenschaftler und Politiker machen sich ihr Bild von der menschlichen Gesellschaft nach dem ewigen Kampf, der ihrer Meinung nach in der Natur tobt, jedoch in Wahrheit reine Projektion ist. Wie Zauberkünstler werfen sie ihre ideologischen Vorurteile zunächst in den Hut der Natur und ziehen sie anschließend an den Ohren wieder heraus, um zu zeigen, wie sehr die Natur mit ihnen übereinstimmt. Auf diesen Trick sind wir schon viel zu lange hereingefallen. Natürlich gehört auch der Wettbewerb in dieses Bild, doch Menschen können nicht vom Wettbewerb allein leben.